



Franz Wuketits

- > geboren 1955 in Parndorf (Österreich)
- > studierte Zoologie, Paläontologie, Philosophie und Wissenschaftstheorie in Wien
- > von 1987 bis 2004 Professor für Philosophie der Biologie an der Universität Graz
- > seit 2005 Professor für Philosophie und Wissenschaftstheorie an der Universität Wien
- > Schwerpunkte: Geschichte und Theorie der Biowissenschaften, Evolutionstheorie, Evolutionäre Ethik, Erkenntnistheorie und Soziobiologie

TITELTHEMA | EVOLUTION UND RELIGION

Sinn und Unsinn des Glaubens

Seit vor 150 Jahren Charles Darwins Buch »Über die Entstehung der Arten« erschien, tobt ein Streit über die Folgen der Evolutionstheorie für unser Weltbild. Ist die Idee eines Schöpfers überflüssig geworden? Darüber diskutiert der evangelische Theologe **Richard Schröder** mit dem Evolutionstheoretiker **Franz Wuketits**.

1879 schrieb Charles Darwin an einen Freund: »Es scheint mir absurd zu bezweifeln, dass ein Mensch ein leidenschaftlicher Theist und ein Evolutionist sein kann.« Sind Gottesglaube und eine streng evolutionäre Sichtweise tatsächlich unvereinbar?

Wuketits: Ich denke ja. Nur wenn man den Gottesglauben sehr weit fasst, ist er mit der Evolutionstheorie vereinbar. In diesem Sinn war etwa Einstein religiös. Problematisch wird es aber mit jeglichem Schöpfungsglauben, insbesondere dem der Kreationisten: Die Überzeugung, dass die Welt innerhalb von sechs Tagen entstand,

steht eindeutig im Widerspruch zum Evolutionsgedanken.

Schröder: Doch kann man sehr wohl an einen Schöpfer glauben, ohne gleich Kreationist zu sein. Kopernikus, Kepler, Galilei, die Väter der neuzeitlichen Naturwissenschaft, haben versucht zu verstehen, wie Gott die Welt geschaffen hat. Sie haben Gottes Schöpfungsplan mit Hilfe der Mathematik entschlüsseln wollen.

Herr Schröder, was halten Sie vom »Intelligent Design«-Gedanken, wonach eine göttliche Instanz die Prozesse der Evolution gewissermaßen hinter den Kulissen lenkt?

MEHR ZUM THEMA

> **Homo religiosus**

Forscher suchen nach den Wurzeln der Religiosität (S. 32)

Richard Schröder

- > geboren 1943 in Frohburg, Sachsen
- > studierte evangelische Theologie und Philosophie an den Kirchlichen Hochschulen Naumburg (Saale) sowie in Berlin
- > von 1973 bis 1977 Pfarrer in Wiederstedt im Harz
- > von 1977 bis 1990 Dozent für Philosophie in Berlin und Naumburg
- > seit 1993 Professor für systematische Theologie und Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin
- > Schwerpunkte: Philosophie der Neuzeit, Ethik



ALLE FOTOS DIESES ARTIKELS: GEHIRN&GEIST / PHILIPP RÖTKE

Schröder: Die Anhänger des Intelligent Design machen ja etwas anderes. Sie behaupten, das Wie der Entstehung des Kosmos und des Lebens könne man überhaupt nur verstehen, wenn man Gott als Akteur in die Analyse miteinbezieht. Hier wird also der Schöpfungsglaube in eine naturwissenschaftliche Theorie gezwungen – damit diese dann im Biologieunterricht gelehrt werden kann. Davon halte ich gar nichts.

Warum lässt Darwins Evolutionstheorie Ihrer Meinung nach keinen Raum für einen Schöpfer, Herr Wuketits?

Wuketits: Darwin wollte die Entstehung der Lebewesen ausschließlich durch natürliche Faktoren erklären. Seine Zeitgenossen erschütterte dabei vor allem, dass er sich komplett vom Gedanken einer universellen Teleologie verabschiedete, also von der Vorstellung, alles Leben sei auf ein bestimmtes Ziel hin gerichtet. Im Schlusskapitel seines Hauptwerks »Über die Entstehung der Arten« heißt es: »So geht also aus dem Kampf der Natur, aus Hunger und Tod allein, das Höchste hervor, das wir uns vorstellen können – die Erzeugung immer höherer Lebewesen.« An die Stelle eines Schöpfers setzt Darwin also einen natürlichen Mechanismus. Und das tun Evolutionsbiologen bis heute.

Schröder: Wir brauchen bei der Entwicklung des Menschen kein besonderes, übernatürliches Eingreifen Gottes anzunehmen. Darwin schreibt in dem Buch aber auch: »Ich sehe keinen vernünftigen Grund, warum die in diesem Werke entwickelten Ansichten irgendwie religiöse Gefühle verletzen sollten.« Er unterschied nämlich wie schon der Kirchenvater Augustinus zwi-

schen ersten und zweiten Ursachen: Gott ist die Primärursache der Welt, bedient sich aber weltlicher Sekundärursachen, welche die Entwicklung der Dinge weiter vorantreiben. Darwin fragte sich gewissermaßen: Was wollt ihr christlichen Theologen eigentlich? Ihr habt doch seit Augustinus ein passendes Deutungsschema: Gott lässt weltliche Ursachen walten. Diese Tonart klingt für mich übrigens schon in der biblischen Schöpfungsgeschichte an, wo Gott spricht: »Die Erde bringe lebende Wesen hervor.«

Sie glauben also, dass Gott durch die Mechanismen der Evolution den Menschen schuf?

Schröder: Ja. Ich habe allerdings Probleme, wenn man die Evolutionstheorie übereifrig und pauschal auf Phänomene der menschlichen Kultur anwendet. Mechanismen, die die Evolution der Pflanzen beschreiben, erschließen nicht hinreichend geistige und kulturelle Entwicklungen.

Herr Wuketits, brauchen wir neben der Evolutionstheorie noch andere hermeneutische Zugänge, um die Lebenswelt des Menschen zu verstehen?

Wuketits: Wenn der Mensch wie alle übrigen Arten ein Produkt der Evolution ist, müssen auch sämtliche Phänomene, die wir traditionell den Geisteswissenschaften zuordnen, evolutionär erklärbar sein. Jede Art hat ihren eigenen Lebensweg. Wieso sollten etwa Schimpansen so etwas wie den Kölner Dom bauen? Sie brauchen keine Kirchen! Das heißt nicht, dass Tiere keine Kultur schaffen. So sind sich Forscher heute weitgehend einig, dass es auch bei nichtmenschlichen Primaten Kultur gibt. Zumindest, wenn man diese definiert als Fähigkeit, neues Wissen

»Darwin fragte: Was wollt ihr christlichen Theologen eigentlich? Ihr habt doch seit Augustinus ein passendes Deutungsschema: Gott lässt weltliche Ursachen walten«

Richard Schröder

»Ich behaupte nicht, dass **der erste Homini-de**, der irgendwo auf einen Baumstamm getrommelt hat, schon Mozart vorwegnahm«

Franz Wuketits

KONTROVERSE RUNDE

Beim Interviewtermin am Frankfurter Flughafen trafen zwei streitbare Geister aufeinander: Franz Wuketits (2. von links) und Richard Schröder (2. von rechts). Das Gespräch moderierten die G&G-Redakteure Rabea Rentschler und Carsten Könneker.



aus Erfahrungen zu erwerben und es an Nachkommen weiterzugeben.

Schröder: Affen können keine Kirchen bauen, selbst wenn sie sie brauchten. Die Evolutionstheorie lehrt, dass Neues entsteht – etwa Warmblüter oder die Flugfähigkeit der Vögel. Dieses Neue muss zwar auf Grund des Vorherigen möglich sein, es ist aber dennoch jeweils etwas unvorhersehbar Neues. So auch das Verhältnis, das Menschen zu sich und ihrer Umwelt haben, Reflexion oder Vernunft genannt. Man verkennt die Phänomene, wenn man sie lediglich als Spielart des Alten betrachtet. Genau das machen Sie aber, wenn Sie behaupten, Kultur gebe es schon bei Affen. Rückblickend können wir natürlich rudimentäre Ähnlichkeiten zum menschlichen Tun erkennen. Das hebt aber den wesentlichen Unterschied nicht auf! Dass manche Tiere ihr eigenes Spiegelbild erkennen, ist noch nicht die Fähigkeit zur Selbstreflexion: Wer bin ich? Wo komme ich her? Fragen, die Religionen beantworten, stellen sich Tiere nicht.

Wuketits: Ich behaupte nicht, dass der erste Hominide, der irgendwo auf einen Baumstamm getrommelt hat, schon Mozart vorwegnahm. Aber wir können gar nicht anders, als Kultur evolutionär zu erklären – dabei leugne ich selbstverständlich nicht, dass in der Evolution ständig Neues entsteht.

Schröder: Die Evolutionstheorie beschreibt aber nur einen spezifischen Mechanismus für die Entstehung der Lebewesen: Variation und Selektion durch Fortpflanzung. Kultur verbreitet sich anders – durch Nachahmen, Lernen und Gestalten, nicht einfach über die Anzahl der Nachkommen.

Herr Wuketits, wie lassen sich neue kulturelle Phänomene mittels der Evolutionstheorie beschreiben?

Wuketits: Nur was Erfolg hat, setzt sich durch. Das gilt auch in der Kultur. Niemand würde beispielsweise einen Maler imitieren, dessen Bilder nicht gekauft werden. Wobei Vielfalt eine grundlegende Voraussetzung für Weiterentwicklung ist. Eine Monokultur ermöglicht keine Evolution – weder biologisch noch kulturell.

Schröder: Wer einen anderen Maler bloß imitiert, wird nicht beachtet. Es gibt Maler, die lange unbemerkt blieben und plötzlich berühmt werden, wie Vincent van Gogh. In der Kunst erleben wir ebenso wie in den Religionen und anderen kulturellen Bereichen Renaissance und Reformationen. Das hängt damit zusammen, dass Menschen ein Verhältnis zu ihren Überlieferungen haben. Dafür gibt es kein Äquivalent in der biologischen Evolution. Da gilt: Ausgestorben ist ausgestorben.

Sind Religion und Evolution dann letztlich keine Gegensätze, sondern zwei unterschiedliche Zugänge, das Leben zu erklären?

Wuketits: Die Kontroverse zwischen Wissenschaft und Religion ist ja erst in den letzten Jahren wieder aufgebrochen. Als ich auf dem Gymnasium war, fragte ich als junger Darwinist meinen Religionslehrer: Wie steht denn eigentlich die Kirche zur Abstammungslehre? Er antwortete, das sei kein Problem – und bat mich, ein Referat über die Abstammung des Menschen zu halten. Ich würde keine Gegnerschaft aufbauen, wenn sie nicht von Seiten der Kreationisten provoziert würde. Doch auch von katholischer Seite wird den Wissenschaftlern immer wieder unerlaubter Reduktionismus vorgeworfen.

Schröder: Aber Naturwissenschaftler sind durchaus gefährdet, einseitig reduktionistisch zu argumentieren. Davor warnt zu Recht der Philosoph Jürgen Habermas – der sich selbst übrigens in religiösen Dingen für »unmusikalisch« hält. Habermas findet es schlicht gefährlich, mit zu einfachem Inventar die sehr komplexe Menschenwelt begreifen zu wollen. Ich teile seine Auffassung.

Können Sie das an einem Beispiel veranschaulichen?

Schröder: Organe für die Transplantation sind knapp. Wer soll die Niere bekommen? Um dies zu entscheiden, brauchen wir ethische Kriterien. Wenn wir diese »der Evolution« entnehmen, kommt raus: Der Stärkere, Reichere oder der mit dem größten gesellschaftlichen Nutzen soll leben!

Wuketits: Ich weiß sehr wohl, dass wir hochkomplexe Lebewesen in hochkomplexen Lebenswelten sind. Dennoch meine ich, dass auch komplexe Systeme aus einfacheren hervorge-

hen. Es ist übrigens eine Fehlinterpretation des Darwinismus, dass nur der Stärkste überlebt. Denn gerade die Feiglinge setzen sich oft durch, indem sie clevere Überlebensstrategien entwickeln. Tarnung ist dafür ein Beispiel.

Schröder: Nun fallen Sie aber von der anderen Seite vom Pferd. Nach dieser Logik hätte ich in der ehemaligen DDR den Kopf in den Sand stecken oder SED-Mitglied werden müssen.

Wuketits: Ich betone diesen Punkt nur deshalb so pointiert, weil er häufig vergessen wird, wenn von der Evolutionslehre die Rede ist. Ich stimme Ihnen ja durchaus zu: Die Konsequenzen einer vereinfachenden Sicht des Darwinismus sind gefährlich. Allerdings lassen sie sich nicht direkt aus der Evolutionstheorie und schon gar nicht von Charles Darwin her ableiten. Denn in seinem Buch über die Abstammung des Menschen steckt ein tiefer Humanismus. Darwin hätte nie von unwertem Leben gesprochen.

Schröder: Jetzt reden wir über die Person Darwins. Da sind wir uns einig. Er schreibt in »Über die Entstehung der Arten« ja auch, »dass bei hochzivilisierten Völkern ... der beständige Fortschritt nur in beschränktem Maße von natürlicher Zuchtwahl« abhängt. Denn andernfalls drohen die »Zerstörung in dem edelsten Teil unseres Wesens ... Also müssen wir die zweifellos schlechten Folgen des Überlebens und der Fortpflanzung der Schwachen ohne zu klagen auf uns nehmen«. Darwin wies also selbst darauf hin, dass wir evolutionäre Mechanismen keinesfalls zur normativen Grundlage menschlichen Handelns machen dürfen. In der Physik ist das aber üblich. Erkenntnisse der Atomphysik werden im Kernreaktor angewendet. Wenn man die Mechanismen der biologischen Evolution analog »anwendet«, kommt man zum Sozialdarwinismus, zur Menschenzüchtung und zur Kategorie der lebensunwerten Lebens. Wir dürfen naturwissenschaftlich »korrekte« Gesetzmäßigkeiten nicht vereinfacht auf unsere Gesellschaft angewenden. Denn möglicherweise sind sie ethisch eben nicht »korrekt«.

Wuketits: Sicher, die Evolution kennt keine Moral. Sie gibt uns zwar Möglichkeiten an die Hand, hilft uns aber nicht, Grenzen zu ziehen.

Schröder: Der Evolutionstheoretiker fragt stets: Wo kommt etwas her, und was nützt es? Dieser Ansatz ist bereits reduktionistisch. Es ist ein Denken in der Zweck-Mittel-Relation. So lässt sich weder Menschenwürde noch Gott verstehen. Was wir unter Gott verstehen, ist nie Mittel zum Zweck. »Wozu brauchen wir Gott?« Die Frage passt auf Bohrmaschinen und Verkehrsre-

geln, nicht auf Gott. Wer gewohnt ist, nur in Zweck-Mittel-Kategorien zu denken, dem ist die Dimension des Selbstzwecks verschlossen, wie Immanuel Kant es genannt hat. Es ist deshalb durchaus vernünftig, eine Grenze der Instrumentalisierung anzuerkennen. Auch dafür steht das Wort Gott.

Was bedeutet Moral für Sie, Herr Wuketits?

Wuketits: Moral ist die Summe aller Regeln, die dem Erhalt und der Stabilisierung einer Gesellschaft dienen – sittliche Minimalforderungen, ohne die ein Zusammenleben nicht möglich wäre. Sie folgen den Regeln der Selbstorganisation. Stellen wir uns zwei steinzeitliche Horden vor: In der ersten schlagen sich alle gegenseitig die Köpfe ein; die zweite ist geprägt durch Zusammenarbeit ihrer Mitglieder. Welche wird wohl eher überleben? Die zweite natürlich. Was wir als Moral bezeichnen, ist für mich nichts weiter als die Verlängerung und Verfeinerung uralter Prinzipien, die wir bei allen sozialen Lebewesen vorfinden. Auch ein Wolfsrudel kooperiert bei der Jagd, weil es dem einzelnen Wolf etwas nützt.

Welchen Stellenwert hat ein Wert wie Nächstenliebe in einer evolutionären Ethik?

Wuketits: Darwin spricht hier von sozialen Instinkten. Nicht nur der Mensch, auch Tiere verfügen über die Fähigkeit, mitzufühlen. Empathie ist unerlässlich für alle sozialen Lebewesen. Lange galt der Elch gewissermaßen als Gegenargument: Man dachte, Elche empfänden keine Schmerzen, weil sie keine äußerlich wahrnehmbaren Reaktionen zeigen, wenn sie verletzt sind. Mittlerweile wissen wir, dass Elche – wie alle komplexen Säugetiere – sehr wohl Schmerz empfinden. Nur ist es nicht sinnvoll, dass sie ihr Leiden nach außen zeigen, denn Elche sind keine sozialen Lebewesen. Es wäre ohnehin keiner da, der ihnen helfen würde, wenn sie brüllten oder wimmerten. Anders bei Menschen, allgemein bei Primaten und anderen sozialen Lebewesen: Hier sehen wir ausgeprägte Schmerzreaktionen – und Empathie. Das ist die Basis für die Entwicklung von komplexeren Gefühlen wie Liebe.

Schröder: Aber welchen Erklärungswert hat dieser Hinweis denn für unsere Ethik? Wenn wir uns in einer schwierigen Situation fragen, was wir tun sollen, nützt es doch herzlich wenig zu fragen, was etwa Wölfe nun tun würden. Sie geben eine interessante Erklärung, die aber für das Zusammenleben der Menschen nichts beiträgt. Ethik erfordert Selbstreflexion. An dieser Stelle hilft der Evolutionsgedanke überhaupt nicht weiter.



»Wir dürfen naturwissenschaftlich »korrekte« Gesetzmäßigkeiten nicht vereinfacht auf unsere Gesellschaft anwenden. Denn möglicherweise sind sie ethisch eben nicht »korrekt««

Richard Schröder



»Aus wissenschaftlicher Sicht ist der Glaube an Gott überflüssig, weil ein unbewiesenes Phänomen nicht als Basis für eine Erklärung ausreicht«

Franz Wuketits

Wuketits: Wenn ich wissen will, wie ich mich richtig verhalte, dann frage ich natürlich nicht, wie es die Tiere halten. Aber der Vergleich verhilft uns zu einem realistischeren Bild von uns selbst. In der Vergangenheit wurde der Mensch immer wieder idealisiert. Die Reflexion unserer Entstehungsgeschichte führt zu einer angemessenen Ernüchterung. Aber auch wenn ich überzeugt bin, dass wir den Menschen und sein Verhalten evolutionär erklären können, behaupte ich nicht, dass damit alle Probleme gelöst sind.

Schröder: Die längste Zeit lösten Menschen ihre Probleme mit Hilfe der Religion. Einen Gegensatz zwischen Wissenschaft und Religion, wie er heute unterstellt wird, gab es nicht. Weder in den Stammesreligionen noch bei den Ägyptern oder den Römern hätte jemand diesen Gegensatz überhaupt verstanden. Dort beobachteten wir, wie Religion Verhalten standardisiert, Zusammenhänge schafft und die Welt und ihre Phänomene so deutet, dass sie für den Menschen begreifbar werden.

Ist gerade die Tatsache, dass sich der Mensch schon immer nach transzendenten Mächten ausrichtete, ein Hinweis auf Gott?

Wuketits: Für mich nicht. Aus wissenschaftlicher Sicht ist der Glaube an Gott überflüssig, weil ein unbewiesenes Phänomen nicht als Basis für eine Erklärung ausreicht. Dass Menschen an Gott glauben, ist kein Beweis für seine Existenz. Wenn jemand argumentieren würde, dass es eine Schlafkraft gebe, weil wir schlafen, müsste er diese Kraft erst nachweisen, damit sie wissenschaftlich Bestand hat.

Ist Atheismus ein Glaube?

Wuketits: Da sich auch die Nichtexistenz Gottes nicht beweisen lässt, ist seine Leugnung letztlich ebenfalls ein Glaube. Nichtsdestoweniger ist es aus evolutionsbiologischer Sicht überflüssig, einen weisen Schöpfer hinter dem Prozess der Evolution anzunehmen. Aber nicht nur aus evolutionsbiologischer Sicht überzeugt mich der Atheismus, auch die Theodizeefrage spricht für mich gegen die Existenz Gottes: Wie könnte ein Gott, wenn es ihn gäbe, all das Leid und Elend in der Welt zulassen? Über diese Frage verlor schon Darwin seinen Glauben im Sinn der jüdisch-christlichen Tradition. Wenn ich mir vergegenwärtige, dass der Prozess der Evolution seit mehr als 3,8 Milliarden Jahren andauert und dass nach Hochrechnungen von Paläontologen in dieser Zeit rund 500 Millionen bis eine Milliarde Organismenarten ausgestorben sind, dann habe ich meine Zweifel, dass da irgendein planender Geist dahintersteckt – welcher Art auch immer.

Warum glauben dennoch so viele Menschen an Gott?

Wuketits: Da statistischen Daten zufolge über 80 Prozent der Menschen in gewissem Sinn religiös sind, muss das Konzept evolutionär von Nutzen sein. Offenbar halten wir – oder jedenfalls sehr viele unserer Artgenossen – eine mögliche Sinnlosigkeit der Welt nicht aus. Deshalb neigt der Mensch dazu, jenseits des Erfahrbaren Antworten zu suchen. Das hat viel mit dem Todesbewusstsein zu tun. Die Angst, irgendwann nicht mehr auf der Welt zu sein, ist der entscheidende Motor für metaphysische Hirngespinnste.

Schröder: Ich glaube auch, dass die Reflexion des Todes mit der Entstehung von Religion zu tun hat. Ich sehe allerdings nicht, wie uns die Wissenschaft gelehrt hätte, wir würden in einem sinnlosen Universum leben – wovon Herr Wuketits anscheinend ausgeht. Und wer behauptet, es wäre doch so, sei einem gefährlichen Sinnstifter auf den Leim gegangen. Ich halte das Streben nach Deutung für legitim. Dabei können leider auch gefährliche, etwa fundamentalistische Ideologien entstehen, aber das gilt ebenso für Erkenntnisse der Naturwissenschaften.

Wird naturwissenschaftliches Denken die Religionen einst überflüssig machen?

Wuketits: Ich nehme an, sofern der Mensch sich nicht grundsätzlich verändert, wird uns auch das Metaphysikbedürfnis erhalten bleiben. Ebenso aber auch der Atheismus.

Wie beantworten Sie persönlich die Frage nach dem Sinn des Lebens?

Wuketits: Gespräche wie dieses verleihen dem Leben Sinn; die Summe vieler solcher Gespräche erst recht. Auch ein gutes Essen mit meiner Frau und andere Dinge, die mir Freude bereiten, zähle ich dazu. Einen über das Irdische hinausgehenden umfassenden Sinn brauche ich nicht. Wissenschaftlich gesehen bin ich ein Agnostiker, ich kann die Existenz Gottes weder beweisen noch widerlegen. Meiner persönlichen Überzeugung nach bin ich Atheist – ich glaube nicht, dass es eine Existenz nach dem Tod gibt.

Schröder: Für mich ist der Sinn des Lebens nicht auf das beschränkt, was ich selbst tun oder leisten kann. Ich verstehe mein Leben als Geschenk und möchte im Licht dieser Dankbarkeit leben, denken und handeln. Für mich ist der Tod nicht das große Nichts. Ich glaube, dass ich mit dem Tod in Gottes Hände falle – ohne zu beanspruchen, mir das bildlich vorstellen zu können. ∞

Die Fragen stellten die G&G-Reakteure Rabea Rentschler und Carsten Könniker.